

BERICHT UEBER DAS OEKUMENISCHE SEMINAR ZWISCHEN CHRISTEN AUS DER
SCHWEIZ UND DER DDR IN EINSIEDELN VOM 10. - 14. JUNI 1974.

Vom 9. - 17. Juni 1974 weilten sieben Christen aus der DDR in der Schweiz zu einem Besuch. Sie waren zu diesem auf Initiative von Pfr. M. Thurneysen, Zürich, von den Reformierten Kirchen der Kantone Basel-Stadt, Bern und Zürich sowie der katholischen Kirche Zürichs eingeladen worden. Die Eingeladenen weilten nicht als Vertreter deutscher Kirchenleitungen in der Schweiz, sondern als schlichte Gemeindeglieder. Es handelte sich bei diesem Versuch also um eine oekumenische Begegnung an der Basis. Immerhin sei der Vollständigkeit halber hinzugefügt, dass sich unter den Besuchern neben zwei Gemeindepfarrern Vertreter verschiedener christlicher Organisationen und Körperschaften aus der DDR befanden: so Mitarbeiter der Gossner Mission in der DDR, des Regionalausschusses der christlichen Friedenskonferenz, der Leitung der CDU in der DDR. Dem entsprach auf schweizerischer Seite, dass Freunde und ein früherer sowie ein zukünftiger fraternal worker der Gossner Mission in der DDR, die in Westberlin stationiert sind, ferner die Christliche Friedenskonferenz einen massgeblichen Anteil an der Organisation und am Gelingen der ganzen Begegnung hatten.

Die Tatsache, dass sieben Christen aus der DDR, die nicht Vertreter einer offiziellen Kirchenleitung sind, gemeinsam zu Begegnungen mit Christen in ein westliches Land - in diesem Falle die Schweiz - ausreisen durften, ist ein Novum. Es verdient erwähnt zu werden, dass die massgebenden staatlichen Stellen in der DDR offenbar diese Begegnung begrüssen; sonst hätten die sieben Teilnehmer dieser Reisegruppe nicht mit Dienstvisa ausreisen können.

Wie war diese Begegnung überhaupt möglich geworden? Den Anstoss dazu hat zweifellos eine ähnliche Reise gegeben, die im Frühjahr 1973 von einer oekumenisch zusammengesetzten Gruppe von Schweizern in die DDR unternommen worden war: diese hatte aus zwei katholischen und drei reformierten Theologen sowie drei reformierten Pfarrern mit Frauen bestanden. Ziel dieser schweizer Gruppe war in erster Linie Lückendorf im äussersten Südostzipfel Sachsens, nahe der Dreiländerecke DDR/CSSR/Polen, gewesen. Dort fand zusammen mit einer oekumenischen Gruppe von Theologen, theologischen Studenten und einigen wenigen Laien aus der DDR ein gemeinsames Seminar statt über das Thema:

"die Forderungen der Gesellschaft an die Gestaltung der kirchlichen Dienste". Vorgängig dieses Seminars hatte die schweizer Gruppe gemeinsam die evangelische Gemeinde von Halle-Neustadt besucht. Im Anschluss an das Seminar in Lückendorf fand ein kurzer Kontakt mit dem reformierten Generalkonvent der DDR statt, der damals gerade in Dresden tagte. Dort konnte der Berichtende eine persönliche Botschaft des Generalsekretärs des Reformierten Weltbundes, Pfr. Edmond Perret's aus Genf, überbringen. Der Gewinn dieser ersten Begegnung war so gross gewesen, dass alle Beteiligten den Wunsch hatten, eine solche sollte im darauffolgenden Jahr wiederholt werden, dann aber in der Schweiz. Pfr. Thurneysen sprach nicht nur bei den Teilnehmern des Seminars eine Gegeneinladung für 1974 in die Schweiz aus, sondern er konnte diese im Anschluss an das Seminar auch in Berlin bei den staatlichen Stellen vorbringen und stiess hier auf Offenheit und Verständniss. So ist es nun zum Besuch dieser Gruppe von sieben Christen aus der DDR in die Schweiz gekommen.

Das Programm bestand aus vier Teilen:

- 1) waren Kontaktbesuche in einzelnen Gemeinden über das Wochenende vom 8./9. Juni vorgesehen. Leider konnte nur ein einziger Teilnehmer einen solchen Besuch machen, da die andern erst für den 9. Juni Flugzeugplätze bekommen hatten:
- 2) fand in Einsiedeln im schweizerischen Jugend- und Bildungszentrum ein oekumenisches Seminar statt, das dem Thema "Oekumenismus und christlicher Friedensdienst" gewidmet war:
- 3) besuchten sechs Teilnehmer über das Wochenende vom 15./16. Juni schweizerische Gemeinden. Zwei unter ihnen waren Gäste an der Diözesansynode 72 des Bistums Basel, die in Bern tagte:
- 4) hat es sich der zürcher Kirchenrat nicht nehmen lassen, im Anschluss an das Seminar in Einsiedeln die ganze Gruppe aus der DDR zusammen mit den Hauptverantwortlichen für das Seminar und im Beisein des Bischofs Dr. Schäfer von der evangelisch-methodistischen Kirche der Schweiz und Dr. Stampfli's, des Vertreters des Generalvikars von Zürich, in corpore bei einem Mittagessen zu empfangen:
- 5) hatte die Mehrzahl der Christen aus der DDR in Anschluss an das zweite Wochenende noch die Möglichkeit zu Besuchen und Kontakten in Genf am Sitze des Weltkirchenrates, teilweise auch beim oekumenischen Institut in Bossey.

Am Seminar in Einsiedeln nahmen neben sieben Christen aus der DDR 14 Schweizer teil. Dieses Verhältnis 2 : 1 hatte sich in 1973 beim Semi-

nar in der DDR bewährt. Daher haben wir auch für die Begegnung in Einsiedeln das gleiche Verhältnis beibehalten: auf einem Besucher kamen zwei einheimische Christen. Aus diesem Grunde wurde auch gezielt und nicht öffentlich eingeladen. Dass auch dies richtig war, ging aus einer Bemerkung eines Teilnehmers bei der abschliessenden Auswertung hervor. Es wurde ausdrücklich eine gewisse Kontinuität bei der Teilnahme gewünscht, damit das Niveau an gegenseitigen Kenntnissen über die Verhältnisse und Lebensbedingungen beim Gesprächspartner nicht allzu unterschiedlich und allzu niedrig sei. Indess wurde auch darauf hingewiesen, dass eine Blutauffrischung der ganzen Gesprächsgruppe in begrenzten Rahmen notwendig und wünschenswert sei, damit es allmählich zu einer wenn auch begrenzten Ausweitung des Kreises derer komme, die über die kirchlichen Verhältnisse und Möglichkeiten im jeweils anderen Lande exakt Bescheid wissen. Dies auch, um nötigenfalls im eigenen Lande falsche Informationen über das andere Land richtig stellen zu können.

Von den 21 Teilnehmern waren zwölf reformiert, fünf evangelisch-lutherisch, zwei römisch-katholisch, einer orthodox und einer gehörte der methodistischen Kirche an.

Für die ursprünglich vorgesehenen Gemeindebesuche der Gäste aus der DDR in verschiedenen Kirchgemeinden sollten folgende Fragen im Blick auf das Seminar in Einsiedeln beantwortet werden:

1. Wie lebt diese Gemeinde?
2. Wie offen ist diese Gemeinde?
3. Wie sieht sie die Schwerpunkte ihrer Arbeit?
4. Wie werden die Schwerpunkte in der Arbeit tatsächlich gesetzt?
5. Was ist der Beitrag der Gemeinde nach aussen?
 - a) im eigenen Dorf oder Quartier?
 - b) nach der dritten Welt hin?
6. Gibt es Vergleichsmöglichkeiten oder Vergleichspunkte zwischen der Gastgemeinde und der eigenen Gemeinde oder Kirche in der Heimat?

Leider konnte dieses Programm - wie gesagt - nur sehr beschränkt durchgeführt werden. Bei den INFORMATIONEN über Kirchgemeinden musste deshalb umgestellt werden. Neben einem Bericht eines Theologen aus der DDR über eine schweizer Pfarrei wurden Informationen über je eine Gemeinde aus der Schweiz und der DDR sowie über ein gesamtkirchliches Problem aus der DDR gegeben.

1. Bericht über eine schweizer Pfarrei in einem grösseren Industrie- in den Voralpen

In dieser Pfarrei war der einzige Theologe zu Gast, der frühzeitig genug eingetroffen war, übrigens ein evangelischer Theologe.

Zunächst beschrieb der katholische Ortspfarrer kurz seine Gemeinde: Diese befindet sich in einem Dorf mit fast 10.000 Einwohnern, von denen die Hälfte katholisch ist. Unter den katholischen Pfarreiangehörigen zählt man 1.000 Italiener. Katholischerseits sind zwei Geistliche deutscher Zunge und ein italienischsprachiger Priester tätig. Ferner steht im Orte noch ein Kloster. Da in der Gemeinde viel Industrie vorhanden ist und die Bevölkerung entsprechend rasch wechselt, herrscht dort eine rege Bautätigkeit. Deshalb ist viel Offenheit da. Dies zeigt sich auch in oekumenischen Belangen: Oekumene ist vorhanden und muss nicht eingeübt werden. Politisch blickt die Gemeinde auf eine lange, liberale Tradition zurück. Dem Marxismus gegenüber ist die Bevölkerung indes nicht offen.

Erster Schwerpunkt im geistlichen Leben der Pfarrei ist die Liturgie. Die Geistlichen bemühen sich, diese auf die Thematik des Lebens auszurichten. Die Pfarrer werden in ihrer Tätigkeit von einem Pfarreirat unterstützt, der nicht nur administrativ, sondern auch geistlich an der Verantwortung um die Gemeinde mitträgt.

Zweiter Schwerpunkt ist die Erwachsenenbildung. Es werden nur noch Seminare abgehalten, keine Vorträge mehr. Die Einschreibungsgebühr für eines dieser Seminare hat frs. 30.-- betragen: dennoch war das Seminar gut besucht. "Wir haben bewusst angefangen, Forderungen zu stellen", berichtete der Ortspfarrer. Als Themen für solche Seminare seien u.a. genannt: Mitbestimmung im Betrieb - Gastarbeiterproblem - .

Daneben besteht eine oekumenische Gruppe, die aus einer gemeinsamen Fahrt reformierter und katholischer Gemeindeglieder entstanden ist. An Aktionen für die 3. Welt sei die Aktion Cafe solidaridad erwähnt, bei der für frs. 10.000.-- Kaffee verkauft worden ist.

Schliesslich werden zweisprachige Gottesdienste gemeinsam für Schweizer und Ausländer abgehalten.

Das Pfarreiheim wird bewusst als offenes Haus geführt, in dem auch nichtchristliche Gruppen Gastrecht haben wie Tibetaner oder die Colonia libera italiana.

Der Besucher aus der DDR hat folgende Eindrücke empfangen: Er nahm an den Gottesdiensten am Samstagabend und Sonntagvormittag in der Kirche teil. Die Gemeinde hat Freude an ihrem Gotteshaus, ist

aber nach dessen Fertigstellung in einem gewissen Neubaueplan geblieben. Dies merke man auch den Gottesdiensten an, so schöne römisch-katholische Gottesdienste habe er noch nie erlebt, meinte der Gast. Er habe gestaunt über die Freiheit, die eine römisch-katholische Gemeinde in der Schweiz habe, diesen als Gemeindefeier zu gestalten. Die Gemeinde werde in menschlicher Freiheit begrüsst, und das gehe durch bis zum Segen, der auch den Wunsch: "E guete Sunntig mitenand!" einschliesse, was aber der Feierlichkeit in keiner Weise Abbruch tue. Er müsse bei sich zu Hause in einer 500 Jahre alten Hallenkirche versuchen, zu gleicher Freiheit zu kommen. Solche Freiheiten sich zu nehmen wagte man aber in seiner Heimat noch nicht. Daneben kam es für den Theologen aus der DDR zum Gespräch im kleineren Kreise mit gezielt eingeladenen Teilnehmern. Dieses war heftig. Der Gast wurde mit Fragen in vorwurfsvollen Unterton förmlich überschüttet, sodass er bisweilen nicht einmal Zeit hatte auf alles zu antworten. Aber wahrscheinlich habe es diesen Schweizern gut getan, dass sie einmal ihren Kropf leeren konnten, empfand er nachträglich. Der Besucher aus der DDR stellte fest, dass es schwer ist, uns Schweizern die Caesur von 1945 klar zu machen, die wir nicht miterlebt haben. In diesem Zusammenhang meinte einer der andern Christen aus der DDR: es gehe um eine Sensibilisierung geschichtlicher Abläufe. Und Menschen, die solche Abläufe nicht selbst erlebt hätten, seien schwer zu sensibilisieren. Hinzu kommt die Tatsache, dass jahrzehntelang alle unsere Informationen über die DDR durch die Bundesrepublik zu uns Schweizern kamen. Nach den Empfindungen der Besucher lief das dann so, als hätte es die Jahre 1933 - 1945 nie gegeben

Bei den schweizer Gesprächspartnern in jener Pfarrei stellte der Theologe aus der DDR fest, dass diejenigen am aggressivsten waren, die am meisten defensiv waren, wie er sich wörtlich ausdrückte. Dabei spielte auch Angst eine grosse Rolle. Ebenso herrschte vielfach Verwundung, dass man in einem Lande wie der DDR überhaupt als Christ leben könne. Er sei aber als Mensch und Christ immer ernst genommen und nie in Frage gestellt worden.

Der katholische Ortspfarrer erklärte: "Ich bin froh, dass das Gespräch zustande gekommen ist. Ich muss das nun verarbeiten, damit der Gottesdienst nicht zum Ghetto wird. Daher ist es gut, dass der Gast aus der DDR im Gottesdienst gesagt hat: Gott liebt diese Welt und auch die andern! Das hat die schweizer Gesprächspartner zum Nachdenken gebracht".

2. Bericht über eine zürcher Vorortsgemeinde.

1 - 3% dieser Vorstadtgemeinde kommen zum Gottesdienst. Die Bevölkerung fluktuiert jährlich um etwa 15%. Beim Wohnungsbau herrscht ein grosser Nachholbedarf, die Mieten sind dementsprechend hoch. 27% der Bevölkerung sind Ausländer. Das sind weit mehr, als die einheimische Schweizerbevölkerung verkraften kann. Und die Folge? 75% der Stimmen gehen bei Wahlen zur Nationalen Aktion und den Republikanern. Die Kirche wird in der Regel als Dienstleistungsbetrieb verstanden. Man legt Wert auf den Kontakt mit dem Pfarrer.

Schwerpunkte sind nicht die sonntäglichen Gottesdienste. Erstrebt wird, zahlenmässig weniger Gottesdienste zu halten, diese dann aber als Fest mit Gruppen vorzubereiten.

Daneben wird bewusst mit Gruppen gearbeitet. Es gibt oekumenische Gruppen, Ehepaargruppen, Bibelgruppen, die autonom sind, Ausländergruppen, etwa Reformierte und englisch Sprechende mit einem eigenen Empfangskomitee.

Die Kräfte fehlen aber, um dies alles so durchzuführen, wie es getan werden sollte. Diejenigen, die sich engagieren, drohen dauernd verheizt zu werden.

Es wird ein oekumenisches kirchliches Zentrum geplant. Gleiches ist auch in einer berner Vorortsgemeinde im Gang.

Sammlungen und Hilfsaktionen müssen immer hälftig auf schweizer und ausländische Ziele aufgeteilt werden.

Einer der Besucher aus der DDR meinte auf Grund eines Gespräches mit einer Gruppe: das persönliche Verhältnis, das zwischen der als Pfarrin amtierenden Theologin und der Gemeinde herrsche, würde er sich für seine eigene - katholische - Gemeinde in der DDR wünschen.

Ferner sei die Freiheit, in der hier in der Schweiz oekumenische Trauungen durchgeführt würden, bei ihnen undenkbar, und das nicht wegen des Staates

3. Bericht aus einer Kleinstadt im Süden der DDR.

Diese Stadt, die erst verhältnismässig spät zur evangelischen Kirche Sachsens gekommen ist, besass schon früh eine starke laizistische Tradition. 1930 - 34 gingen 15.000 Einwohner nicht zur Kirche. Heute sind es 17.500. Der absolute Schwund beträgt etwa 3000 Menschen. Es hat etwa 3.000 Katholiken. Seit fünf Jahren sind diese Zahlen konstant. 75 Taufen, 50 Konfirmationen und 25 Trauungen sowie 400 Bestattungen finden jährlich statt. Dazu kommen aber noch Nachholkurse für junge Erwachsene, die zur Zeit ihrer beruflichen Ausbildung Religions- und

Konfirmandenunterricht vernachlässigt hatten und nun doch über den christlichen Glauben Bescheid wissen möchten. Die erwarten einen kirchlichen Abschluss ihres Kurses. Dieser wird mit einem Abendmahl um einen Tisch und der Aufnahme in die Gemeinde gefeiert.

In der kirchlichen Verwaltung der gesamtstädtischen Gemeinde waren früher 15 vollamtliche Mitarbeiter tätig. Einer der Besucher aus der DDR äusserte sich bei anderer Gelegenheit dahingehend, die Kirche lebe in mehr als einer Hinsicht in seinem Lande noch immer über ihre Verhältnisse und müsse lernen, sich nach der Decke zu strecken. In der Gemeinde, über die berichtet wurde, gelang es aber, den Mitarbeiterstab in der Verwaltung von 15 auf 8 vollamtliche zu reduzieren. Das ist für unsere schweizer Begriffe noch immer sehr viel, wenn man bedenkt, dass die Kirchenleitung des Kantons Bern mit sechs Bureaukräften auskommt, und der zürcher Kirchenrat - abgesehen von den gesamtkirchlichen Spezialpfarrämtern - mit 12 vollamtlichen Verwaltungskräften die Geschäfte zu führen vermag.

In der Gemeinde, von der berichtet wurde, ist in den vergangenen Jahren vor allem die Arbeit unter den Alten sehr intensiviert worden. Es wurden Kurse zur Pflege der Alten durchgeführt. Damit konnte das Personal in den Pflegeheimen entlastet werden. Auch die staatliche Volkssolidarität hat davon Notiz genommen und wendet sich nun mit Anfragen an die Kirche, wenn sie sachliche Probleme zu lösen hat.

Jugendgottesdienste werden gemeinsam mit der römisch-katholischen Kirche durchgeführt, da es dabei um biblische Unterweisung geht. Wer die Verhältnisse in der DDR kennt, weiss allerdings, dass dies als Ausnahmeerscheinung bewertet werden muss. Fundamentalistische Gruppierungen sind denn auch deswegen abgesprungen. Dafür sind aber Laien neu dazugekommen. Diese sind bereit einzuspringen und werden vorbereitet.

Wie werden die Schwerpunkte in der Arbeit gesetzt? Durch Impulse und Anfragen von aussen. So wurde bei der Kinderarbeit verstärkt eingesetzt. Innerhalb jedes Schuljahres werden in einem alten Pfarrhause in einem Nachbardorf, das zu einem Freizeitheim umgebaut wurde, für jede Klasse jährlich drei Wochenende als Bibelrüstzeiten für Jugendliche durchgeführt. Solche werden vom Staat als legitime kirchliche Anlässe anerkannt. Voraussetzung ist allerdings, dass auch wirklich Bibelarbeit getrieben wird

Daneben gibt es in dieser Gemeinde eine Ehepaararbeit. Die Ehepaargruppen werden zwei Jahre lang durch einen Theologen geführt. Dann werden sie aufgelöst und müssen selbst Ehepaare sammeln und so neue Gruppen bilden.

Das Bestattungswesen der ganzen Stadt ist noch in kirchlichen Händen, was einen ziemlich grossen Mitarbeiterstab bedingt.

Bei der Arbeit für die dritte Welt ist die Gemeinde am Antirassismusprogramm des Weltkirchenrates interessiert. Einmal gab Edda Cameron ein Konzert mit Spirituals, zu dem 1.800 Leute in die Kirche strömten. Ebenso wurde die Ausstellung zur Antirassismusfrage sehr gut besucht. Die Ortsgemeinde in dieser Stadt hat erstaunlich viel Freiheit und versteht es auch, diese zu nutzen.

4. Ein gesamtkirchlicher Aspekt in der DDR: Welchen Beitrag liefern die Gemeinden für die Probleme der Unterentwicklung?

Es gibt drei Arten von Gemeinden:

1. Gemeinden, die sich als Selbstzweck sehen und sich nur mit ihren eigenen Problemen beschäftigen wie der Anschaffung einer neuen Orgel oder Baufragen. Die Glieder solcher Gemeinden sind im allgemeinen mehr auf der Suche nach Ausreden, um sich nicht für die Probleme der Unterentwicklung interessieren zu müssen, als dass nach den Möglichkeiten eines Engagements Ausschau gehalten würde. Diese Gemeinden bilden - leider - noch immer die grosse Mehrzahl.
2. Eine kleinere Gruppe von Gemeinden macht es sich zur Pflicht, Barmherzigkeit auf jede nur mögliche Art und Weise zu üben, ohne aber zu reflektieren, warum.
3. Eine noch kleinere Anzahl denkt über die wirtschaftlichen und politischen Aspekte der Entwicklungshilfe nach und versucht auch, die sozialen Hintergründe mit in ihre Ueberlegungen einzubeziehen. Eine solche Gemeinde wird Brasilien nicht unterstützen, wohl aber Tansania. Hier werden Fragen der Entwicklungshilfe auch bei Ausspracheabenden angeschnitten und durchdiskutiert. In solchen Gemeinden werden die Gemeindeglieder auch für das eigene gesellschaftliche Engagement in der Ortsgemeinde sensibilisiert.
4. Schliesslich bilden sich dort Aktionsgruppen, wo Menschen keine Möglichkeit haben, in der eigenen Kirchengemeinde aktiv zu werden. Ein Schweizer fragte nach diesem Bericht: "Wurden Gemeinden in der Schweiz oder in der DDR beschrieben? Kirchlich leben wir im allgemeinen in den 30iger Jahren. Einzelne leben im Jahre 1990. Aber im Jahre 1974 lebt niemand!"

Mit diesen Berichten und mit einer Bibelarbeit bei Beginn jedes Arbeitstages wurde das Gespräch über das Hauptthema vorbereitet.

Dieses hat geläutet: O e k u m e n i s m u s u n d c h r i s t - l i c h e r F r i e d e n s d i e n s t .

Zunächst ein paar Bemerkungen zu den Bibelarbeiten. Zwei waren von Christen aus der DDR vorbereitet worden, eine von einem Schweizer. Dieser war auf Grund des Gleichnisses vom unfruchtbaren Feigenbaum (Lukasevg. L3, 6 - 9) zum Motto gekommen: Gezielte Geduld. Auf dieses wurde auch in den Gesprächen immer wieder zurückgegriffen. Die bedeutsamste Bibelarbeit aber, die in den folgenden Gesprächen eine nicht unwesentliche Rolle spielte, wurde von Ekhard Schülzgen, einem Theologen aus der DDR, über das neutestamentliche Bild vom Leib und den Gliedern nach Römer 12, 3 - 8, gehalten. Sie enthielt u.a. folgenden Gedanken:

1. Es wird im Indikativ gesagt: wir sind ein Leib in Christus. Das ist in doppelter Hinsicht wichtig: die christliche Gemeinde konstituiert nicht sich selbst. Ebenso wenig kann sie durch eigenen Willensentschluss aufgelöst werden. Sie ist daher frei von Zwang, ständig ihre Daseinsberechtigung nachweisen - und sich selbst dementsprechend zu produzieren - zu müssen.

Von diesem Indikativ her kann sich die Gemeinde einfach ihres Daseins erfreuen und zwar als Dienstgemeinschaft.

Die christliche Gemeinde lebt als ein Leib in Christus.. Sie lebt diese Einheit im lebendigen Bezug auf Jesus Christus, d.h. sie lebt diese Beziehung mit den ständigen Rückfragen, denen sich alle stellen müssen.

Damit ist auch etwas gesagt über die Ordnung in der Gemeinde. Diese lebt in der Vielfalt - auch als Einzelgemeinde. So sind die Gnadengaben zu verstehen und zu gebrauchen. Alle beziehen sich als Gaben auf Jesus Christus; wenn man das vergisst, kommt es leicht dazu, dass jeder sich mit seinen Fähigkeiten präsentiert; dann gibt es Unordnung und nicht Ordnung. Jedes Glied hat sein eigenes Charisma und seinen spezifischen Dienst und seine spezifische Funktion. Es ist auch verantwortlich, dass seine Gnadengabe nicht verkümmert. Man kann aber von einer Gemeinde nicht nur verlangen, dass sie mitarbeitet, man muss ihr auch die Mitverantwortung eröffnen. Wichtig für den Umgang ist: Jeder hat seine Gnadengabe.

Bei der Vielfalt der Gnadengaben muss es Konflikte geben, welcher Art auch immer diese Auseinandersetzungen seien. Auf dieser Grundlage können Konflikte - unter Umständen auch kräftig - ausgetragen werden. Sie müssen auf jeden Fall auch einkalkuliert werden.

Welche Gaben scheinen heute besonders nötig?

Die Prophetische Gabe, die uns hilft unsern Platz zu finden in unserer

Gemeinde und Gesellschaft;

die Gabe der Kommunikation: Menschen, die mit andern Menschen sprechen können auf der Basis einer bescheidenen Solidarität, die lebensmässig, nicht nur verbal sein muss;

die Gabe der Transformation: d.h. theologische Erkenntnis transformieren in die tägliche Existenz des Einzelnen. Die Kluft, die hier besteht, muss überwunden werden. Dazu braucht es aber eine Gnadengabe. Vor allem die beiden zuletzt genannten Gaben sind in allen folgenden Gesprächen immer wieder erwähnt worden.

Die eigentliche Thematik wurde eingeleitet durch *Thesen*, die Pfr. M. Girsberger, der theologische Mitarbeiter des berner Synodalarates, verfasst und denen er folgenden Titel gegeben hatte:

Oekumenische Existenz als Herausforderung an Kirche und Gesellschaft.

Wir greifen aus diesen Thesen heraus:

"Die oekumenische Bewegung strebt nicht einfach eine Fusion oder Konvergenz der Kirchen an, sondern freie Formen christlicher Zusammenarbeit und Zugehörigkeit."

"Die in der Oekumene zusammenwirkende Kirchen verstehen sich als Modell einer Weltgesellschaft, die zu realisieren ist. Die Bibel berichtet von einem konkreten Universalismus Gottes, und vom negativen Gegenstück: dem Partikularismus einzelner Menschen, Religionen, Gesellschaften und Staaten".

"Im Vollzug der christlichen Berufung versucht die oekumenische Bewegung, die zwischen den Menschen und ihren geschichtlich gewordenen staatlichen und gesellschaftlichen Gebilden errichteten Grenzen transparent zu machen und zu überschreiten. Deshalb

- ist sie auf allen Kontinenten wirksam
- macht sie an Rassenschranken nicht halt
- wirkt sie in Bezug auf allen sozialen Schichten
- orientiert sie sich nicht einfach am Bestehenden, sondern überschreitet die Grenzen der Tradition in der Richtung auf eine dauernde Erneuerung alles Bestehenden".

"Auch diese Frage ist zu stellen: inwiefern bedeutet die Gesellschaft und ihre Lebensweise eine Herausforderung an das oekumenische Gewissen der Kirchen?"

Diese Thesen bildeten den Anstoss zur Diskussion des Hauptthemas in Gesprächsgruppen. Dabei stellte sich u.a. heraus, dass der Ausdruck Modell unglücklich ist, dass man besser von Programm spricht.

Ebenso fand sich am Ende niemand, der den Gedanken einer Weltgesellschaft ernsthaft hätte verteidigen wollen.

Dazu haben wohl die Erläuterungen von Gerhard Quast, einem Juristen aus der DDR, einiges beigetragen, die er über die gesellschaftsbezogenheit des staatsbürgerlichen Handelns der Einzelnen, auch des sozialistischen Staatsbürgers christlichen Glaubens gab. Er setzte dieses Handeln bewusst in Beziehung zum Oekumenismus. Der Ausdruck "Oekumenismus" ist unschön und meint die oekumenische Handlungsweise, das oekumenische Tun des Einzelnen oder einer Kirchgemeinde jetzt und hier. Dies im Gegensatz zur Oekumene als einer Institution mit ganz bestimmten Organen, denjenigen des Weltkirchenrates in Genf in erster Linie. Oekumenismus meint also das aktive Leben des Einzelnen oder einer Einzelgemeinde in Verbundenheit des Glaubens an den einen Herrn Christus über alle Grenzen hinweg, im Wissen um die Verantwortung, die Christen allen Menschen gegenüber tragen und wahrzunehmen haben.

Quast verwies u.a. auf einen Satz aus den Dokumenten der Konferenz der kommunistischen und Arbeiterparteien von 1969: Völker der sozialistischen Länder, Proletarier, alle demokratischen Kräfte in den Ländern des Kapitals, befreite und unterdrückte Völker, vereint auch zum Kampf gegen den Imperialismus, für Frieden, nationale Unabhängigkeit, sozialen Fortschritt, Demokratie und Sozialismus!

"Dieser Internationalismus findet sich auch verankert in der Verfassung der DDR (Art. 6). Seine gegenwärtige Hauptaufgabe sieht der sozialistische Internationalismus in der Sicherung des Friedens, Bemühen um Entspannung und Annäherung in der Welt.

Dass bei diesen grundverschiedenen Ausgangspositionen der einen vom Oekumenismus, der andern von dieser sozialistischen Grundlage her ein Gespräch nicht einfach ist, dürfte klar sein. Sozialistischer Internationalismus und Oekumenismus lassen sich nicht mit einander vergleichen. Der sozialistische Internationalismus ist ein politisches Kampfprogramm gegen den Imperialismus und Bestandteil des Klassenkampfes. Die Oekumene ist eine Bewegung zur Versöhnung und Einheit unter den Christen über alle Grenzen hinweg. Allerdings haben auch die Verantwortlichen des Weltkirchenrates eingesehen, dass eine solche Bewegung nur glaubwürdig und wirksam sein kann - auch und gerade als christliche Bewegung -, wenn sie sich für die Unterdrückten wehrt und für mehr Gerechtigkeit unter den Menschen einsetzt. Das beweist das Antirassismusprogramm des Weltkirchenrates. Dessen Verwirklichung wird auch von den Marxisten mit aufrichtigem Interesse verfolgt. Und hier

bestehen Gesprächsmöglichkeiten. Dies hat vor allem auch die christliche Friedenskonferenz verstanden.

An dieser Stelle haben wir auch in Einsiedeln mit einander zu reden versucht. Dies geschah in aller Offenheit. Es wurden auch sehr offen Gegensätze formuliert und von beiden Seiten ertragen.

Dies ist vielleicht der grösste Gewinn des Seminars. Dies hat die Verantwortlichen auch bewogen, den Versuch eines gemeinsamen Gespräches im kommenden Jahr etwa zur gleichen Jahreszeit in der DDR fortzusetzen.

Der Delegationsleiter, Carl Ordnung aus Berlin, und einer seiner Mitarbeiter, Gerhard Quast, haben diese Einladung auch schon zu formulieren begonnen. Im Interesse nicht nur des Friedens, sondern auch der Verständigung der Christen untereinander - nicht nur in den Kirchenleitungen, sondern auch an der Basis - ist zu hoffen, dass dies gelingen wird.

Zürich, 21.6.74

M. Thurneysen

A n h a n g

Die Ergebnisse dieser Gespräche lassen sich - fragmentarisch - etwa in folgende acht Punkte zusammenfassen:

1. Oekumenismus kann nicht als Modellcharakter für sozialistischen Internationalismus oder für Weltgemeinschaft verstanden werden. Man sollte den Modellbegriff nicht verwenden.
2. Oekumenismus ist mit politischem Programm nicht vergleichbar, weil er vom christlichen Glauben her den Charakter der Vorgegebenheit hat. Vergleichbar sind nur politische Programme: Sozialistischer Internationalismus und Weltgemeinschaft.
3. Die Oekumene hat kein eigenes politisches Programm zu erstellen oder durchzusetzen, andernfalls würde sie zu einer politischen Kampfgemeinschaft.
4. Aufgabe der Oekumene ist es, Menschen für politische Aktionen zu sensibilisieren; die Oekumene hat einen erzieherischen Beitrag für die Bewusstseinsbildung zu leisten (Paolo Freire und seine "Paedagogik der Unterdrückten"!)
5. Die Oekumene kann und muss aber für gesellschaftspolitische Programme optieren. Sofern sie sich auf bestimmte gesellschaftspolitische Situationen beziehen, muss die Oekumene die Option den einzelnen Kirchen und Gemeinden anheimstellen. Sie wird diese Einzelentscheidungen verantwortlich zu diskutieren haben. Sofern es sich um weltweite Probleme und Lösungsprogramme handelt, z.B. Rassismus, Krieg, Entspannungspolitik, muss die Oekumene auch für konstruktive Programme optieren. Solche Optionen haben aber keinen verpflichtenden Charakter für ihre Mitglieder.
6. Solche Optionen haben ihre Motivation in der Liebe, die dem Christen eingepflanzt und zu deren Entfaltung er verpflichtet ist. Solche Optionen haben ihre Kriterien in der eschatologischen Erwartung des Gottesreiches - des Friedens und der Gerechtigkeit.
7. Dies bildet die Grundlage und bietet die Möglichkeit des oekumenischen Gesprächs und der oekumenischen Aktion. Von da her ergibt sich die Aufgabe, die von politischen Parteien entwickelten Programme zu prüfen.

8. Anfragen:

a) An die Weltgesellschaft:

Kann man soziale Gerechtigkeit und ein neues Verhalten des Menschen entwickeln, ohne die Besitzverhältnisse im Sinne des Sozialismus zu verändern? Die Besitzverhältnisse konstituieren gegenseitige Abhängigkeit und bestimmen das Verhalten der Menschen. Wie hält die Welt es mit der Eigentumsfrage?

b) An den sozialistischen Internationalismus:

Enthält dieses Programm nicht eine Exklusivität, die abzulehnen ist? Dagegen werden die Integrationsmöglichkeiten dieses Programms aufgezeigt. Das Ziel ist die Integration aller Menschen, auch die des Kapitalisten. Dieser kann aber nur integriert werden, wenn er aus seiner Struktur befreit wird. Nicht integrierbar ist eine kapitalistische Grundstruktur, die der angestrebten Gemeinschaft zuwiderläuft.

Anmerkung

Zur Zeit gibt es gleiche Probleme in den verschiedenen Gesellschaftsordnungen. Die entscheidende Frage ist, welchen Stellenwert wir den konvergierenden und den divergierenden Tendenzen einräumen (wobei Divergenzen für die DDR entscheidendes Gewicht haben).

Zürich, 21.6.74

Teilnehmer am oekumenischen Seminar in Einsiedeln 10. - 14. Juni 1974

ALTWEGG Leni, Pfr.	Heimeliweg 2 a, 8952 Schlieren Tel. 98 29 02
BANKOWSKI Serge, Theologe- Doktorand	Rothstrasse 48, 8057 Zürich
GERBER Christian, Pfr.	Flugplatzstr. 1, 3122 Kehrsatz BE, Tel. 031 54 00 95
GIRSBERGER Martin, theol. Mitarbeiter	Bürenstr. 12, 3007 Bern, Tel. 031 45 36 23
HEGI Peter, Oberlehrer/Heil- pädagoge	Augsburgerstr. 8, 3025 Zollikofen BE, Tel. 031 57 32 15
REISER Werner, Pfr.	Augustinergasse 11, 4051 Basel, Tel. 061 25 33 04
RITTER Hans-Adam, Pfr.	Voltastr. 58, 8044 Zürich, Tel. 47 88 78
SCHMUTZ Andreas, Lernvikar	Flugplatzstr. 1, 3122 Kehrsatz BE Tel. 031 54 00 95
SONDEREGGER Alfons, Pfr.	Grünauweg 6, 9630 Wattwil SG Tel. 074 7 10 70
STRAUB Kurt, Sozialarbeiter	Hirschengraben 7, 8001 Zürich Tel. 01 32 87 55
THURNEYSSEN - PAYOT Gilberte	Roswiesenstr. 140, 8051 Zürich Tel. 41 17 88
THURNEYSSEN Matthias, Pfr.	Roswiesenstr. 140, 8051 Zürich Tel. 41 17 88
WALTER - KOECHLIN Esther	Kirchrain 12, 4460 Gelterkinden BL Tel. 061 99 14 24
WALTER - KOECHLIN Peter, Pfr.	Kirchrain 12, 4460 Gelterkinden BL Tel. 061 99 14 24
ORDNUNG Carl, wissenschaft- licher Mitarbeiter	Wilhelm-Pieck-Strasse 5, DDR 1054 Berlin Tel. 422 76 67
ORPHAL Helmut, Pfr.	Sophienstr. 2, DDR 102 Berlin, Tel. 42 111 14
PECZAT Karl-Otto, Pfr.	Strasse der Roten Armee 14, DDR 88 Zittau Tel. 4474 Zittau
QUAST Gerhard	Otto-Nuschke-Strasse 60, DDR 108 Berlin Tel. 22 50 61
ROEPKE Ehrenfried, Pfr.	Birkenweg 43, DDR 1636 Blankenfelde Tel. 2288 (Amt Mahlow)
SCHUELZGEN Eckhard, theologi- scher Mitarbeiter	Moosdorfstr. 3, DDR 1193 Berlin Tel. 63 244 61
VIERERBE Rainer, Diplomoeconom	Mühsamstr. 57, DDR 1034 Berlin Tel. 53 985 17

Bericht über Mitarbeit bei der Goßner-Mission in der
DDR 1967/1968

Mein Aufenthalt als ökumenische Mitarbeiterin in der Goßner-Mission der DDR ist eine wichtige Phase im Aufbau der ökumenischen Beziehungen zwischen der Goßner-Mission und dem Ausschuß Kirche und Gesellschaft der ev.-luth. Kirche in Finnland. In dieser Zeit habe ich zwei längere und drei kleinere Reisen in der DDR machen können. Ich habe in der Arbeit des Laiendienstes am meisten teilgenommen. Die Mitarbeiterkonferenz und der Laienkonvent sowie die Klausurtagung in Gernrode gehören auch in diese Zeit. Dazu kommen noch die Reise in die Schweiz im November, die ACFV in Prag Anfang April, Teilnahme am Jahreskonvent der ehemaligen Seminaristen in Mainz-Kastel (nahe bei Dortmund), der Besuch in Wolfsburg und die Reise nach Coventry zur Konferenz "People and Cities". In diesem Zusammenhang möchte ich noch die Gruppe der ökumenischen Mitarbeiter im Hendrick-Kraemer-Haus in Westberlin erwähnen. Diese Gruppe hat andere ökumenische Mitarbeiter mit ihren Erfahrungen und Fragen aus aller Welt bekannt gemacht. Von dieser Zeit möchte ich Ihnen nun einige Bemerkungen als Bericht weitergeben.

I. Problematik der ökumenischen Mitarbeiterin

1. Sprachschwierigkeit

Wenn eine ökumenische Mitarbeiterin aus Finnland kommt, ist die erste und größte Schwierigkeit die Sprache. Wir leben in Finnland hinter einer hohen Sprachmauer. Es ist uns sehr wichtig, möglichst viele Sprachen zu lernen. Es ist für die Leute, die als Muttersprache deutsch sprechen, nicht leicht zu verstehen, wie viel das bedeutet, aber in den Kontakten mit Finnen muß man immer damit rechnen. Deswegen ist es doch gut, daß die Kontakte trotzdem entstehen können. Durch die ökumenische Verbindung

bekommt unsere Kirche solche Mitarbeiter, die sprachlich fähig werden, zu vermitteln.

Diese Sache spielt eine viel größere Rolle, als man sich weithin vorstellt. Wenn man an Tagungen oder an Zusammenkünfte mit Finnen denkt, muß man diese Tatsache berücksichtigen. Der Mitarbeiter braucht auch doppelt soviel Zeit für die Vorbereitungen verschiedener Vorträge und Bibelauslegungen als einer, der Deutsch als seine Muttersprache spricht. Wir können nur das sagen, was wir können und nicht, was wir wollen. Deshalb müssen wir um Geduld mit uns bitten. Dazu gehört auch die Tatsache, daß wir nicht immer in der neuesten theologischen Literatur "zu Hause" sind.

2. Der ökumenische Mitarbeiter ist ein theologischer Mitarbeiter. Es ist natürlich sehr schwer, vorher zu wissen, welches die Aufgaben sein werden. Diese Unbestimmtheit der Aufgaben störte am Anfang. Die Aufgaben, die mir vorher gesagt worden waren, waren solche, bei denen man nicht wußte, was sie enthalten werden. Die Frage nach den Verbindungen mit dem Westen war auch nicht klar genug. Deswegen kamen Schwierigkeiten mit dem Visum. Diakonische Hilfen gehören nicht zur Aufgabe des ökumenischen Mitarbeiters. Diese falsche Vorstellung kommt noch im Westen vor. Eine unklare Sache ist in dieser Hinsicht auch die Deutschlandfrage. Man muß in dieser Sache als Ausländer balancieren. Die Abhängigkeit der Kirche vom Westen war eine große Überraschung. Die geistige Abhängigkeit vom Westen ist noch größer. Natürlich gibt es brüderliche und verwandtschaftliche Verhältnisse direkt von Kirche zu Kirche, aber ohne finanzielle Sachen würden sie ja auch partnerschaftlich und brüderlich sein. In der Reise durch die DDR kam diese Situation erschütternd zum Ausdruck, als man sehen konnte, wie abhängig materiell und geistig besonders durch die Kommunikationsmittel manche kirchliche Mitarbeiter vom Westen waren. Das alles habe ich deswegen herausgenommen,

weil ich als Repräsentantin eines westlichen Landes ganz falsch gedacht habe. Wenn ich also die Gedanken hier kritisiere, mache ich das mit vollem Bewußtsein, weil das uns und unsere Gedanken auch betrifft. Die Aufgabe des ökumenischen Mitarbeiters ist theologisch. Aber die ungelöste Deutschlandfrage macht die Erledigung der Aufgaben für ihn schwer.

3. Ich habe schon etwas gesagt, was der ökumenische Mitarbeiter nicht machen kann. Dazu möchte ich noch etwas hinzufügen. Wenn man viel zwischen Ost und West hin- und herfährt, ist es unmöglich, daß etwas 'Schaffendes' getan werden kann. Hier ist man immer ein Besucher, der nicht mit den Menschen lebt und deswegen ihnen als Seelsorger auch nicht wesentlich helfen kann. Der Mitarbeiter kann nur das machen, was die anderen hier geplant haben und sie um Hilfe bitten. Die Hausbesuche waren in der Arbeit für mich vorgesehen. Sie sind wegen der Orientierung des Mitarbeiters sehr wichtig. Ist es wirklich unmöglich, den Mitarbeiter hier so her zu bekommen, daß er auch hier leben und wohnen könnte? Wäre es nicht besser, für eine kürzere Zeit so mitzumachen als eine längere Zeit vom Westen her hier nur Besuche zu machen?
4. Das ständige Hin- und Herfahren ist geistig anstrengend. Man muß sich immer umstellen. In Kilometern ist die Strecke nicht lang, aber sie fordert geistig mehr Energie als man sich vorstellen kann. Natürlich kann man auch so denken, daß das zu der Spannung gehört, mit der man hier leben muß.
5. Wenn ich überlege, welches die Ziele eines solchen Aufenthaltes wären, halte ich zwei Sachen für die wichtigsten. Erstens: Die Kontakte zwischen der Goßner-Mission und der finnischen Kirche. Diese existieren ja schon, aber wir hätten vielleicht vielmehr voneinander zu lernen. Was unsere Kirche der Goßner-Mission geben kann, ist für mich schwer zu sagen, aber wir haben ja viel von hier zu ler-

nen. Ich vermute nun, daß wir auch etwas geben könnten, wenn die Verbindungen noch besser würden. Die ökumenischen Beziehungen sind gegenseitig.

Zweitens ist meine Aufgabe nicht am 1. 8. 68 zu Ende, sondern erst am Anfang. In unserer Kirche brauchen wir wichtige Informationen von den Verhältnissen hier.

Nach dem Aufenthalt hier kann ich diese auch zu Hause geben. In den ökumenischen Beziehungen muß man sich nicht nur auf der Ebene der Bischöfe bewegen, sondern auf der Ebene der Gemeinden und der normalen kirchlichen Mitarbeiter. Sachliche Informationen über das kirchliche Leben, Probleme und Situationen in der DDR bilden den Grund für die weiteren Beziehungen. In dieser Hinsicht sind die Reisen in die DDR und das Treffen der Pfarrer und Laien besonders bedeutungsvoll gewesen.

II. Goßner-Mission

Bei der Goßner-Mission in der DDR sind meine hauptsächlichsten Erfahrungen: Laiendienst. In diesem Arbeitsfeld kann man auch einen Schwerpunkt der Goßner-Mission sehen. Für die Orientierung war das Gespräch in Gernrode sehr wichtig, wo die ganze Konzeption für das Jahr gemacht wurde. Die Betonung liegt bei dem gesellschaftlichen Engagement. Die Laien werden für das Christsein in der Gesellschaft ausgerüstet. Die gesellschaftliche Tätigkeit wird betont. Aber zu gleicher Zeit werden neue Formen, Modelle für das kirchliche Leben experimentiert. Bei diesen zwei Punkten liegen nach meiner Meinung auch die wichtigsten Aufgaben der Goßner-Mission in der DDR. Aber man hat mich um helfende Kritik mit dem Bericht gebeten.

Deswegen möchte ich auch kritisch die Formen der Arbeit betrachten, die ich hier kennengelernt habe.

1. Die Goßner-Mission in der DDR hat solche Laien zusammengeführt, die in den Gemeinden ihre Heimat nicht gefunden haben. Es ist erstaunlich, wie aktiv sie auch in der Arbeit der Goßner-Mission in der DDR sind.

Sie opfern viel Zeit. Manche von diesen Laien sind auch schon gut theologisch ausgebildet, die sich bestimmt auch als Christen an der Arbeit und in den gesellschaftlichen Aufträgen engagieren. Aber wo man einen Mangel sehen kann: daß viele mit ihren Betriebsproblemen allein sind. Das bedeutet, das politische Gebiet wird viel in der Goßner-Mission diskutiert, aber die Probleme des Betriebes und wie der Christ seine Situation da bewältigen kann, werden nicht genug diskutiert. Obgleich die Sozial- und Industriearbeit in den westlichen Ländern nicht in die Situation hier paßt, ist es sehr wichtig, daß die Problematik des Arbeitsplatzes im Zusammenhang mit dem gesellschaftlichen Engagement betrachtet wird.

Dabei kann es wirklich klar werden, was die christliche Existenz in der Praxis bedeutet.

Wenn man zugibt, daß die Laienarbeit eine der wichtigsten Aufgaben der Goßner-Mission in der DDR ist, muß man auch feststellen, daß, was die Mitarbeiter der Laienarbeit betrifft, es einen großen Mangel an ihnen gibt. Man kann gut sagen, daß der ökumenische Mitarbeiter Hausbesuche machen kann, aber er muß das auch wegen der Information für sich selbst tun, für die Laien kann er nur sehr wenig sein. Besonders möchte ich betonen, daß es wegen des Grenzübergangs nicht sehr oft geht. Das ständige Hin- und Herfahren begrenzt die Hausbesuche. Es ist nämlich nicht möglich, so viel Hausbesuche zu machen, wie es notwendig wäre, damit die Laien wirklich seelsorgerlich betreut werden könnten; und das wäre doch unbedingt wichtig.

In der heutigen Welt sind solche persönlichen Begegnungen manchmal wichtiger als die Versammlungen. Für diese Hausbesuche, aber auch sonst für Laienarbeit brauchte man nach meiner Meinung unbedingt mehr Arbeitskräfte.

Die Hausbesuche sind die Arbeitsform, die sehr wertvoll gewesen ist. Zur Zeit gibt es zwei solcher Krei-

se. Der eine hat in diesem Jahr eine Krise erlebt, der andere ist wieder "auferweckt" worden. Die Diskussionen in diesen Kreisen sind gut. Trotzdem hätte ich zwei Fragen in diesem Punkt. Erstens: Sind sie vielleicht zu viel an einen Mitarbeiter der Goßner-Mission gebunden? Wäre es nicht besser, wenn sie ohne Initiative von der Dienststelle her sich versammeln könnten und einen Theologen dann heranziehen, wenn sie ihn besonders brauchen? Zweitens: Für wie lange Zeit bildet man einen Kreis? Wenn er stirbt, ist die Zeit vorbei; seine Aufgabe ist vollendet. Die anderen Arbeitsformen können sich nämlich auch durch die Aufgabe des Hauskreises erfüllen. Diese Überlegungen begründe ich mit meinen eigenen Erfahrungen mit bestimmten kirchlichen Kreisen. Die Aufgabe des Kreises muß man am Anfang so stellen, daß der Kreis nach dieser Zeit frei ist. Nach meiner Meinung ist das deswegen notwendig, damit wir die Mitglieder nicht frustrieren. Wenn jemand aus zeitlichen oder auch anderen Gründen nicht mehr kommen kann, hat er manchmal umsonst ein schlechtes Gewissen. Die Zielstellung ist wichtig für eine Gruppe. Und wenn das Ziel therapeutisch-sellsorgerlich ist, ist es gut. Aber als Studiengruppe kann ein Kreis nicht sehr lange leben ohne zum Selbstzweck zu werden. Seminarartige Zusammenarbeit deckt denselben Bedarf wie die Hauskreise. Im Winter fand ein Seminar statt. Der erste Teil war biblisch, der zweite Teil hatte Geschichte im Vordergrund. Mit solcher Arbeit kann man in einer ziemlich festen Gruppe weiterkommen. Diese Form könnte mit neuen Themen weiterentwickelt werden.

Goßner-Sonntage gab es zwei. Sie sind für weitere Kreise bestimmt und waren auch gut besucht. Sehr wichtig ist das Gespräch nach den Referaten. Dafür braucht man Zeit.

Eine andere Form sind dann die Kellergottesdienste. Davon gab es auch nur zwei. Aber vielleicht ist der

Sonnabend nicht mehr die beste Zeit dafür, weil der Sonnabend nun für die meisten frei ist. Aber das gibt Möglichkeiten für ganz neue Formen. Die Idee des Kellergottesdienstes mit dem Herrenmahl ist gut. Aber man kann fragen, ob man dies nicht auch mit den anderen Zusammenkünften zusammenstellen kann. Muß der Kellergottesdienst eine Extra-Veranstaltung sein?

Der zweite Punkt bei der Laienarbeit ist dann die Frage nach dem Ziel. Von dem gesellschaftlichen Engagement und der Ausbildung wurde schon gesprochen. Eine andere Sache ist dabei, was für eine Gemeinde gebaut wird. Die Frage nach der Gemeindestruktur und ihren Formen ist nach meiner Meinung außerordentlich wichtig. Die Goßner-Mission experimentiert, nur ist die Zielstellung nicht klar genug. Irgendwie ist hinter vielem immer noch das Bild von einer Volkskirche in dem Sinn, daß man die festen Formen für wichtig hält. Ein neues Gemeindebild ist nicht durch die Experimente entstanden. Es kann sein, daß ich Falsches sehe, aber ich möchte sagen, daß die Arbeit in bestimmten Formen etabliert und erstarrt ist. Dabei könnte man weitergehen. Manche Gemeinden machen schon dasselbe, was hier in o. a. Formen passiert. Die Goßner-Mission könnte radikalere und wieder ganz neue Experimente machen. Die Frage ist, ob man wirklich ein neues Gemeindegelbild schaffen kann. Das wäre sehr notwendig und die Aufgabe der Goßner-Mission. Dazu gehört noch, daß die Leitung der Laienarbeit noch zu viel in den Händen der Pastoren ist. Dagegen spricht man sehr schön, aber die Praxis ist anders. Natürlich muß man die Sache zusammen lernen und aufbauen, aber die Richtlinien und das, wie weit man in die Arbeit gehen kann, sollten von den Laien in ihrem Rhythmus bestimmt werden, nicht im Rhythmus der Pastoren. Ein wichtiger Aspekt ist es deswegen, weil eben die Laienarbeit das Arbeitsgebiet ist, wo die Goßner-Mission ein Bahnbrecher ist und sein könnte.

2. Die Stellung der Frau

Meine Einstellung vorher war, daß die Stellung der Frau in den meisten Ländern gleichberechtigt ist. Aber in der Kirche hat man sie nicht durchgeführt. Man weist auf die Ordination der Frauen hin, aber damit ist die Stellung der Frau überhaupt noch nicht gelöst. Meine Fragen sind:

Gibt es keine so gute Frau in der DDR, die auch Mitglied des Kuratoriums der Goßner-Mission sein könnte? Gibt es nur eine Frau in dem Laienkreis, die in der Leitung des Laienkonvents sein kann? Ist es auch nicht möglich, daß eine Frau in der leitenden Mitarbeiterschaft der Goßner-Mission sein kann? Etwas Wesentliches fehlt an der Arbeit, wenn die Frauen nicht mitmachen, mitplanen, mitregieren, mitarbeiten können. Das gesellschaftliche Engagement wird noch von den Frauen erwartet, aber wie könnte sie sich dafür entwickeln, ohne ein Übungsfeld zu haben? Von den 7,6 Millionen Berufstätigen sind allein 3,5 Millionen Frauen und Mädchen in den verschiedenen verantwortlichen Funktionen, und den männlichen Kollegen arbeitsrechtlich und gesellschaftlich gleichgestellt, tätig - sagt man in einem Rapport der Goßner-Mission. Die Problematik dieser Frauen muß auch in der kirchlichen Arbeit gesehen werden. Die Frauen haben nicht viel Zeit, wenn sie berufstätig sind. Wie kann man ihnen in den Erziehungsproblemen helfen? Welche Probleme haben sie besonders in der Arbeit? Wie können sie ihre neue Situation bewältigen? Wenn die Kirche mit den Pfarrfrauen noch das alte Bild der Hausfrau bewahrt, wie kann sie diesen Frauen Hilfe sein, die nicht mehr in dieser Rolle sind? Die Gefahr ist, daß die Verkündigung auch ein überaltetes Bild von den Frauen hervorbringt. Irgendwo muß man in dem Sinne auch den Anfang machen. Die Goßner-Mission könnte darin auch führend sein. Als Frau und Mitarbeiterin in diesem Jahre ist mir diese Tatsache immer klarer geworden. Deswegen muß ich davon in vollem Ernst sprechen. Man muß auch lernen, die Frau als Partnerin in der Arbeit und nicht nur als Helferin und Dienerin zu nehmen.

3. Der Punkt, worüber ich auch kritisch sprechen wollte, ist sehr schwer zu erklären. Ich möchte das mit dem Namen seelsorgerlicher Beitrag nennen. Für eine Finnin, die aus einer sehr stark pietistisch geprägten Situation kommt, ist es erfrischend und gut, von der gesellschaftlichen Verantwortung der Christen zu hören und dabei viel zu lernen. Aber der Einzelne, das Individuum mit seinen persönlichen Problemen bleibt beiseite. Wenn wir von der Seelsorge in Finnland heute sprechen, meinen wir die nicht im alten Sinne, sondern als langfristiges so wenig wie möglich vom Mitarbeiter geleitetes Geschehnis, wobei die Fragen des Menschen ernst genommen werden, nicht nur im religiösen Bereich, sondern im ganzen Leben. Der Seelsorger ist nicht der, welcher Bescheid weiß, welches die Entscheidung ist, sondern der versucht, mit seinem Nächsten mitzuleben. Auf diese Weise hilft man ihm am besten, seine Situation, sein Leben zu berichtigen und auf diese Weise mündig und selbständig zu werden. Das ist das hilfreichste Mittel, womit wir wirklich unserem Nächsten helfen können. Dieser Aspekt fehlt hier oft in den Gesprächen. Die Gesellschaft, das System sind wichtig, aber wie erlebt eine Person diese Sachen? Wie kann sie da leben und ihre Lage bewältigen? Ich glaube nicht, daß es dafür keinen Bedarf gäbe. Das kostet viel Kraft und Zeit, was aber neben allen Arbeitsformen notwendig ist. Es ist ganz klar, daß so etwas die ganze Zeit passiert.
- Dasselbe gilt ja auch für ein Team. Die Teampfarrämter sind eine gute neue Sache, die für die Zukunft ein sehr wichtiges Experiment sind. Aber dabei geht es auch nicht nur mit einer guten Idee. Die Menschen, die ein Team bilden, müssen auch gut miteinander arbeiten können. Dabei braucht man auch viel seelsorgerlichen Beitrag. Er ist natürlich dabei, doch

wenn ich zugespitzt sagen darf, es geht leicht um ein System, aber nicht um die Menschen. Das berührt auch den Umgang mit den verschiedenen Mitarbeitern. Eine wichtige Sache ist, daß das Arbeitsklima gut ist. Die Menschen brauchen Zeit füreinander und Zeit, um gehört zu werden. Die nicht so gut theologisch Ausgebildeten sind mehr oder weniger Statisten, kirchliche Hilfsarbeiter, aber auch in dieser Situation muß man praktizieren, was man unter partnerschaftlicher Arbeitsführung, statt patriarchalischer meint. Dieses Problem ist bei uns genau so aktuell wie hier. In dem Punkt brauchen wir radikale Einstellungsumwandlung, damit wir auch das praktizieren können, worüber wir gern mit schönen Worten sprechen.

III. Schlußwort

Es ist natürlich schon ein gewagtes Experiment gewesen, eine Frau zum ökumenischen Mitarbeiter zu nehmen. Wie das Experiment gelungen ist, kann ich nicht sagen. Die Frage ist nun, wie die Beziehungen zwischen der Gossner-Mission in der DDR und dem Ausschuß Kirche und Gesellschaft in der Finnischen Kirche weiterentwickelt werden. Man kann fragen, ob es sinnvoll wäre, nach einiger Zeit wieder einen Mitarbeiter aus Finnland zu schicken. Nach meinem Aufenthalt hier wäre es auch für unsere Kirche möglich, ganz anders von uns aus eine solche Gelegenheit auszunutzen. Das wäre auch ein Stück weiter in der finanziellen Erziehung unserer Kirche im Hinblick auf die Ökumene. Aber dann wäre es besser, wenn er eine längere Zeit in der DDR sein könnte. Eine wichtige Folgerung von diesem Aufenthalt her ist, daß die Ökumene nicht nur auf einer höheren Ebene der Kirche bleibt, sondern, daß ich in einer Gemeinde weitermachen werde und alle Erfahrungen da geprüft werden.

Bei uns ist nun die Anerkennung der DDR und der Bundesrepublik in der Debatte. Hier kann man auch fühlen, daß

Die Vorbereitungen stark in die Richtung gehen. In den Zeitungen und Nachrichten steht in der letzten Zeit mehr von Finnland, als es vorher der Fall war. Diese Situation ist natürlich sehr günstig für unsere gegenseitigen Beziehungen. Aber das kann auch bedeuten, daß es die politische Lage Finnlands möglich macht, daß wir zwischen Ost und West unsere ökumenische Aufgabe finden werden.

Ökumene ist im echtsten Sinn Partnerschaft der Christen. Der eine ist nicht nur Geber, der andere Aufnehmer. Die zahlreichen Gespräche in Berlin und in der DDR mit den kirchlichen Mitarbeitern und Laien sind die Praxis dieser Ökumene gewesen. In dem Sinn halte ich es ja für äußerst wichtig, daß man in der DDR reisen kann. Hier in Berlin gibt es manchmal Überfluß von ökumenischen Beziehungen. Die kirchlichen Mitarbeiter außerhalb Berlins freuen sich über neue Kontakte, die sie mit den Reisenden bekommen können. Über diese Kontakte und Gespräche - nicht nur mit kirchlichen Leuten - habe ich mich sehr gefreut. Dort lernt man erst die Fragen und Schwierigkeiten des kirchlichen Lebens kennen.

Mein Aufenthalt hier hat viel gegeben. Viel davon werde ich dann weitervermitteln. Aber das ist wieder eine gute Zwischenstufe im Aufbau der Beziehungen zwischen der Goßner-Mission und dem Ausschuß Kirche und Gesellschaft. Wir warten auf eine Delegation aus der DDR im Herbst zu uns nach Finnland. Damit machen wir den nächsten Schritt.

Dafür, daß ich die Glückliche gewesen bin, die hier sein durfte, möchte ich Ihnen zum Schluß meinen besten und persönlichsten Dank aussprechen.

- Pirkko Lehtiö -